

## Die Reise nach Österreich – Teil 2

Sieben, acht Kilometer vor der österreichischen Grenze bat meine Maam, dass wir auf den nächsten Rastplatz fahren.

„Raucherpause!“, sang sie freudig im Auto und deutete auf das „Parkplatz in 2 km“-Schild, an dem Papa gerade mit 130 Sachen vorbeirauschte. Zeitgleich beugte sie sich auf dem Beifahrersitz nach vorne, um im Fußraum nach ihrer Handtasche mit den Krone-Zigaretten zu kramen.

„Machen wir, Marer!“, bestätigte Papa und nahm den Fuß vom Gas.

90 – 60 – 90: Gerade noch rechtzeitig den Blitzler in der Baustelle gesehen.

„Kinder, seid´s alle wach?“, fragte Papa mit Blick in den Rückspiegel.

„Jaaaa“, erwiderten Franzi und ich im Chor, wie Kinder im Kasperletheater.

Als ob überhaupt irgendwer hätte schlafen können – bei 34 Grad in der von Hitze nur so aufgeladenen Blechlawine.

Erleichtert stellte ich das Klicken des rechten Blinkers fest und freute mich, für ein paar Minuten aus dem engen, heißen Auto rauszukommen und mir ein wenig die Beine vertreten zu können. Von der Embryostellung wechselte ich in die aufrechte Sitzposition. Ich guckte aus dem Fenster und deutete Papa den ersten freien Parkplatz an, der sich direkt vor einer fest installierten Sitzgruppe aus Stein befand.

Parken. Motor aus. Türen auf. Aussteigen.

Ach, tat das gut.

Erst mal recken und strecken und wieder alle Knochen sortieren. Großartig. Zumal es draußen dank leichtem Wind (in Anführungszeichen) viel kälter war als im Auto.

Während sich meine Maam direkt mal eine Zigarette aus ihrem Kunstleder-Etui geholt und angezündet hatte, machte sich Franzi auf den Weg zum Toilettenhäuschen. Ich hingegen kramte nach Mamas geschmierten Broten im Jutebeutel mit dem Aufdruck „Gehen Sie mal wieder mit einem guten Buch ins Bett. Oder mit jemandem, der eins gelesen hat“. Ein Spruch, den ich damals nicht mal ansatzweise verstand.

Prima, gefunden. Fein säuberlich in Butterbrotpapier eingepackt, wickelte ich die zwei zusammengeklappten Scheiben Buttermilchbrot vom Baumgartner-Bäcker auf.

Ui, lecker. Salami. Dass diese hitzebedingt lauwarm war, hat mich in dem Moment nicht gestört. Hauptsache, es gab was zu beißen. Oder wie der Bayer sagt: „Es geht doch nix über a g’schmackigs Wurschtbrot.“

Papa lehnte die kleine Zwischenmahlzeit ab. Den Kaffee, den Mama aus der orangefarbenen Thermoskanne in den Becher schüttete, nahm er dankend an. Ohne allerdings direkten Blickkontakt mit ihr aufzunehmen. Zu sehr war er in die Landkarte vertieft, die er auf der Motorhaube unseres weinroten Familienschiffes aufgefaltet hatte.

„Geh her, Bub, Tim, damit du was lernst“, forderte Papa mich auf, um mir die bunten Linien auf dem riesigen Blatt Papier zu übersetzen.

„Die roten, dicken Striche – das sind die Autobahnen. Gelb sind die Bundesstraßen. Und da, das Weiße sind die Landstraßen“, erklärte er mir, während er mit der rechten Hand die farbigen Linien entlangfuhr und mit der linken aufpasste, dass ihm die gerade aufkommende Windböe nicht die Karte

durch die Lüfte wehte.

Wie gern hätte ich gesagt „Markier doch einfach im Handy-Navi unseren Standort und gib als Ziel ‚Berlinger Moos, Landsbach, Österreich‘ ein. Dann kannst du zwischen der effektivsten, der schnellsten und bequemsten Route wählen. In den Routeoptionen setzt du den Haken bei ‚Autobahn vorziehen‘ und ‚Mautstrecken vermeiden‘ und ‚Radarkontrollen anzeigen‘.“

30 Jahre später kein Problem. Damals Science-Fiction, die sich wohl nicht mal die kreativsten Drehbuchautoren der hollywood'schen Filmschmieden hätten ausdenken können.

Nachdem wir uns alle – bis auf Papa – gestärkt hatten, quetschten wir uns zurück ins Auto. Da wir während der fünfzehnminütigen Verschnaufpause alle Fenster und Türen offen ließen, war es jetzt nicht mehr ganz so unerträglich heiß im Gefährt.

„Anschnallen!“, befahl Papa, in dem er mit seinem Gurt winkte, wie ein Polizist mit seiner roten Kelle, der gerade einen Raser aus dem Verkehr zog, weil er mit 120 Sachen durch eine 30er-Zone gerast war.

„Du bist ja lustig, Papa!“, entgegnete ich, während ich mich mit hochgezogenen Augenbrauen zu den Vordersitzen beugte. „Wir haben doch hinten gar keinen Gurt!“

„Ich hab doch die Mama gemeint! Ist mir schon klar, dass hinten keine Anschnaller sind.“

Die waren in unserem Benz, Baujahr 1983, noch nicht integriert.

„Papa, jetzt fahr endlich los, es wird schon wieder so warm“, regte sich Franzi auf und fächerte sich mit dem Feuilleton-Teil der Süddeutschen Zeitung Luft ins Gesicht.

„Ruhe auf den billigen Plätzen!“, beliebte Vati zu scherzen, startete den Motor, legte den Rückwärtsgang ein und kurbelte das Lenkrad in Fahrtrichtung rechts, um auszuparken. Leichter gesagt als getan – ohne Servolenkung. Die war zwar bereits erfunden, fand man aber nur in den Nobelkarossen wieder.

Ein geschulter Blick in den einzigen Außenspiegel – in den linken! – und ab die Post. Kaum hatten wir das Parkplatzareal verlassen, drückte Papa auf die Tube. Wir heizten kurze Zeit mit 180 über die gerade wenig befahrene A 8 in Richtung Grenze. Im vierten Gang!

Da es keinen rechten Außenspiegel, keine Anschnallgurte auf den Rücksitzen, keine Servolenkung, keine Zentralverriegelung und keine Funkfernbedienung zum Öffnen und Schließen des Fahrzeugs gab, gab es auch keine sechs Gänge, wie sie heute in jedem Mittelklassewagen standardmäßig verbaut sind. Es gab nur vier.

Ebenfalls klar, dass unser Mercedes nicht mit 5,3 Litern auf 100 Kilometern auskam. Bei der Ultrahochgeschwindigkeit von 180 km/h hätte man sprichwörtlich eine Tankstelle hinter sich herziehen können – am besten mit zehn prall gefüllten Ersatzkanistern im Kofferraum und einem eigens engagiertem Tankwart auf dem fünften Sitz des Wagens! Leider auch so eine Gattung, die es nicht ins neue Jahrtausend geschafft hat: der Tankwart. Der befüllte damals unseren 70-Liter-Tank für 64 Mark. Für 32 Euro den Wagen volltanken – nach so einer Tankstelle sucht man heutzutage vergeblich.

Die Autobahn wurde breit und breiter, vergrößerte sich von zwei auf drei und dann direkt auf sieben Spuren: Die zwei rechten für LKW, die ganz linke für Motorräder und die restlichen für PKW, PKW mit Anhänger beziehungsweise PKW mit Wohnwagen, und für Wohnmobile bis 3,5 Tonnen.

Jetzt waren es nur noch knapp 500 Meter bis zur Grenzstation. Der Verkehr wurde wieder dichter, aber statt des von uns befürchteten Megastaus gab es nur zähfließenden Verkehr. Mama nutzte

unterdessen die Zeit des Langsamfahrens, wühlte in ihrer Handtasche und suchte die Reisepässe von sich und Papa und die Kinderausweise von meiner Schwester Franzi und mir. Noch fünf Autos standen vor uns, ehe wir an der Reihe waren.

Für meine Eltern war die Grenzkontrolle immer wieder ein aufregender Moment. So sehr die Entfernung zu den Zollbeamten abnahm, umso sehr stieg ihr Pulsschlag an. Das konnte man vor allem an der unheimlichen Ruhe zwischen meinen Eltern merken. Ich habe bis heute nicht verstanden, weshalb sie so gehörigen Respekt vor den uniformierten Mützentragern hatten. Sie verhielten sich so auffällig unauffällig, als würden sie im Kofferraum eine zerstückelte Leiche transportieren, nachdem sie als die bayrischen Bonnie & Clyde in die Verbrechergeschichte eingegangen waren. Als ob sie mit Gesichtsmasken der Volksmusik-Tyrannen Marianne und Michael getarnt die Sparkasse von Tatterkofen überfallen, Bankdirektor Hofmeister als Geisel genommen und ihm schließlich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätten, weil er per Alarmknopf die Bullen rief statt die Kohle rauszurücken. Die Sau!

Ehrlich gesagt hat es mich gewundert, dass uns die Uniformierten bisher noch kein einziges Mal rausgezogen, das gesamte Auto ausgeräumt und uns bis auf die Unterhose gefilzt hatten. Ob sie uns wohl diesmal die Karre auf den Kopf stellen, Drogenspürhunde anrücken lassen, Papa einem Alkoholtest unterziehen und Mama der Prostitution beschuldigen würden?

Die ersten Grenzhäuschen waren gar nicht mal die Gefürchteten. Hier hatte Familie Gerlacker Heimspiel – trafen wir doch auf unsere Landsmänner aus Bayern. Sie winkten uns eigentlich immer durch, ohne dass Papa den Wagen gänzlich zum Stehen bringen musste.

Anders hingegen war es bei den Grenzhäuschen unserer werten, österreichischen Nachbarn. Der jeweilige Kollege aus Austria stand zwischen den viereckigen und rundum verglasten Häuschen und der rot-weiß gestreiften Schranke. Er zog es vor, die Kontrolle nach Polizeihandbuch durchzuführen: Nachdem er einen Blick aufs Nummernschild geworfen und festgestellt hatte, dass das Auto nicht in Österreich zugelassen war, wurden schätzungsweise sieben von zehn PKW angehalten. Sodann nahm er die Papiere der Reisenden in Empfang und reichte sie an den Kollegen im Häuschen weiter, der sie durch den Computer jagte. Dies war immer der spannendste Augenblick. Mir schossen bereits die Fragen durch den Kopf, die sich meine Eltern und die vielen anderen Erwachsenen stellten, die zeitgleich mit uns auf Weiterfahrt hofften: „Hat vielleicht ein vorverurteilter Serienverbrecher meine Ausweisdaten gestohlen, manipuliert und damit ein Massaker mit 18 Toten in Ohio verursacht?“, „Ich hab drei Schachteln Camel im abschließbaren Reisekoffer. Bin ich jetzt ein Schmuggler?“ oder auch der weibliche Klassiker „Wenn ich den Beamten jetzt ganz unschuldig angrinse, dann müsste er uns doch weiterfahren lassen. Oder soll ich vielleicht doch die ersten drei Knöpfe meiner Bluse öffnen und mir mit der Landkarte Luft zufächern?“.

Alles Aufregen im Vorfeld, alle bitteren Ängste und innerlichen Schweißausbrüche waren unnötig. Auch der Beamte am österreichischen Kontrollstützpunkt hatte uns nach einem kurzen Blick auf die Papiere durchgewunken. Somit konnten wir die Fahrt ungehindert fortsetzen. Zwar nicht mehr so schnell wie in Deutschland, weil in Österreich auch damals schon Tempo 130 galt, aber auch mit dieser Geschwindigkeit sollten wir in rund anderthalb Stunden am Ziel sein. So lange schätzte Papa die Fahrt ein, die uns nach knapp 50 Kilometern von der Autobahn abführte. Die restliche Zeit würde es über kurvige Landstraßen und schmale, aber immerhin noch asphaltierte Gebirgswege gehen.

Links und rechts von uns türmten sich die imposanten Bergmassive auf, die idyllisch und zugleich bedrohlich auf mich wirkten. Ich hatte gehörigen Respekt vor den 3.000ern und dachte daran, wie viele Hobby-Wanderer und Profi-Gebirgskletterer wohl gerade am Abgrund stehen und sich ärgerten: „Zefix, ich hab das Seil vergessen“.

Ich bestaunte die riesige Berglandschaft, die unterhalb der Baumgrenze noch bewaldet war und oberhalb ein graues Konstrukt aus Stein freilegte, in dem sich die Wolken verhingen und nur noch die Spitze des Berges zu sehen war. Die saftig-grünen und langgezogenen Wiesen mit den einzeln in die Landschaft gestreuten Almhütten, den eingezäunten Kuhweiden im Vordergrund und dem hörbaren Kuhglockengebimmel gaben dem respekt- und teilweise furchteinflößenden Gebirgsmassiv eine friedliche Note.

Der Tourismusverkehr wurde mit jedem Kilometer spürbar weniger, je weiter uns Papa durch das Hochgebirge kutscherte.

Aus Dörfern wurden Gemarkungen. Aus Gemarkungen Siedlungen. Aus Siedlungen Einöden.

Die letzten 22 Kilometer zogen sich wie ein Gummiband, das einfach nicht reißen wollte. Es waren die wohl längsten 22 Kilometer meines bis dato noch jungen Lebens, die ich bewusst wahrgenommen hatte. Der letzte Besuch bei Krimhild und Korbinian Kirchbichler lag schon einige Jahre zurück.

Die Kurven wurden kurviger, die Hangstraßen steiler, die Aussicht allerdings immer beeindruckender – je höher uns die schmale Gebirgsstraße führte.

Was für ein Glück wir doch auch mit dem Wetter hatten. Die Sonne schien. Es war kaum eine Wolke am Himmel zu sehen – bis auf die paar grauen, die sich am oberen Teil der Berge festkrallten wie ein Freeclimber an seinen Lebensretter, aus Angst, ins Tal zu stürzen.

Es wurde auch merklich kühler, sodass wir statt der vier nur noch zwei Fenster geöffnet hatten. Doch gegen eine kühle Brise hatten wir nichts einzuwenden. Im Gegenteil. Die Bergluft war so erfrischend und klar wie ein eiskalter Gebirgsbach.

Noch 15 Kilometer. Und ich dachte wahrhaftig: „Noch schmaler können Straßen kaum werden“. Ich sollte mich täuschen. Aus der zweispurigen Alpenstraße wurde eine maximal anderthalbspurige.

„Wenn uns jetzt ein Reisebus entgegenkommt, dann war es das. Dann stürzen wir mit unserem Benz den fast senkrecht ins Tal abfallenden Hang hinab. Wenn wir aber Glück im Unglück haben, sind wir wenigstens auf der Stelle tot“, grübelte ich. Papa manövrierte uns allerdings gekonnt über die engen Gebirgspfade, an rauschenden Gletscherbächen und imposanten Schluchten vorbei, über Holzbrücken, auf denen man schon als Fußgänger Angst um ihre Statik gehabt hätte. Auch die 180-Grad-Kurven – die Serpentina, in Österreich Kehren genannt – bereiteten ihm keine Sorgen.

Noch zehn Kilometer. Die Straße ging weiter bergauf. Laut Verkehrsschild um 13 Prozent. Jedoch wurden es zunehmend weniger Kurven, bis der Gebirgspass schließlich aus heiterem Himmel eine highwayartige Form annahm, schnurgeradeaus durch ein großes Tal verlief und erneut bergauf führte. Man hatte den Eindruck, die Straße endet im Nirgendwo, hinter dem Horizont, und fällt auf der anderen Seite des Berges steil nach unten ab.

Oben – am gefühlten Ende der Welt – angekommen, hatten wir einen sensationellen Blick in ein grünes Tal. Nachdem wir uns die letzte Stunde abseits jeglicher Zivilisation fühlten und zu Gott

beteten, bloß keine Autopanne zu haben, kam nun das vertraute Gefühl auf, wieder auf dem bewohnten Teil von Planet Erde gelandet zu sein. Einige Almhütten, Gehöfte und Landanwesen säumten den Wegrand. Aber auch verlassene, ruinenartige Bauwerke, in die sich wahrscheinlich schon 50 Jahre keine Menschenseele mehr verirrt hatte.

Noch vier Kilometer. Kleine, in den Boden gehämmerte Holzpfähler mit handschriftlich aufgepinselten Lettern deuteten an, dass man zu Familie Markgreiner käme, würde man die nächste Straße rechts abbiegen. Wobei das Wort „Straße“ völlig überinterpretiert war. Selbst der Begriff „Weg“ wäre eine Vergewaltigung im Sinne der Straßenverkehrsordnung gewesen. Meist waren es kieselige Pfade, die vom Gebirgspass abgingen und zu den jeweiligen Besitztümern führten.

„Die nächste rechts“, sagte Papa plötzlich mit einer Selbstverständlichkeit, als wäre diese Strecke sein tagtäglicher Arbeitsweg. Er bremste das Auto leicht ab, um die Einfahrt nicht zu verpassen.

Blinken. Abbiegen.

Ah, jetzt kam es mir auch wieder bekannt vor. Der blaue Briefkasten, am Straßenrand in den Boden einbetoniert, war für mich das Erkennungszeichen. Den hatte Korbinian aufgestellt, damit der Postmann nicht die 600 Meter zum Haus zurücklegen muss. Ein feiner Schachzug des ehemaligen Ziegenwirtes.

Kaum abgelenkt, saßen meine Schwester und ich kerzengerade auf der Rückbank, hielten uns an den Kopfstützen der Vordersitze fest und starrten gespannt aus den Fenstern.

„Pass auf!“, entfuhr es meiner Maam, während sie mit ihrem rechten Zeigefinger in die Hofeinfahrt deutete.

„Die Katz'!“, setzte sie ihre Mahnwache fort. Papa trat in die Eisen, um den Stubentiger nicht dem Erdbogen gleichzumachen. Glück gehabt, Mieze. Das ging gerade noch mal gut. Meine Eltern wollten als Gastgeschenk auch lieber den üppigen Präsentkorb überreichen statt eine tote Katze, aus der die Gedärme hängen. Aber wie gesagt: Kein Grund zur Panik. Der Katzenjammer blieb allen erspart.

Noch bevor Papa den Wagen zum völligen Stillstand gebracht hatte, riss ich meine Tür auf. So voller Freude und Erwartungen war ich, endlich angekommen zu sein und aussteigen zu dürfen. Meine Eltern ließen mein leicht fleghaftes Verhalten unkommentiert. Sie sahen sich lieber auf dem Landgut um und nahmen jede noch so kleine Veränderung wahr, die sich seit dem letzten Besuch vor drei, vier Jahren getan hatte.

Das Anwesen, in das unsere frühere Nachbarin Krimhild eingeheiratet hatte, war ein Paradebeispiel an österreichischer Bauernarchitektur: Ein Dreikanthof. Vor Kopf das prachtvolle Bauernhaus mit Holzornamenten über der Tür, einer Lüftl-Malerei mit dem Motiv einer Dorfkirche, einer von Korbinian handgeschnitzten, dunkelbraunen Bank, einer großen, grünen Laterne sowie einer hellbraunen Massivholz-Hauseingangstür, die noch heute jedem Einbrecher das Einbrechen schwer machen würde.

Links daneben, direkt ans Bauernhaus angrenzend: Eine riesige Scheune, die Korbinian mittlerweile als Maschinenhalle für seine drei Oldtimer, seinen Rasentraktor, zwei Autos und den Vespa-Roller nutzte. Noch vor 20 Jahren – so ließ ich mir einst von ihm erzählen – hatte Korbinian hier fünf Dutzend Ziegen gezüchtet, die auf den hofeigenen Ländereien viel Auslauf hatten. Doch mit dem Alter kamen die Zipperlein und Wehwehchen. Somit verkaufte Korbinian die Tiere und widmete sich mehr und mehr seinem Hobby: der Holzschnitzerei.

Ans Bauernhaus rechts angrenzend befand sich Krimhilds Hofladen mit Brotbackofen – in einer Küche, nach der sich jeder Freizeitkoch alle zehn Finger ablecken würde. Noch heute! Riesige Arbeitsplatten aus zentimeterdickem Holz ermöglichten es Krimhild, den Teig zuzubereiten, Gewürze, Kräuter & Co. hinzuzugeben und schließlich das gesamte Konsortium in den vorgeheizten Ofen mit offener Feuerstelle goldbraun und knusprig backen zu lassen. Da die Scheunentür mit den schwarzen Metallgriffen nur einen Spaltbreit aufstand, konnte man den Rest des Hofladens mit einheimischen Naturprodukten und selbst gekochter Marmelade nur erahnen.

Links also Korbinians Maschinenhalle, vor Kopf das Haupthaus, rechts Krimhilds Hofladen. Und vorgelagert: der schotterbestreute Innenhof des stilvollen Landanwesens anno 1694. Das war trotz seines biblischen Alters in einem hervorragenden Zustand. Krimhild und Korbinian verleibten dem Dreikanthof immer wieder neues Leben ein, ohne den Charme des 17. Jahrhunderts zu zerstören. Sie scheuten weder Kosten noch Mühen und hatten aus dem Rohdiamanten im Laufe der Jahre ein Juwel geschliffen.

Das Anwesen, eingebettet zwischen malerischen Berglandschaften und dem rund 800 Meter entfernten Ortskern der 500-Seelen-Gemeinde, war für mich ein Zufluchtsort von Besinnlichkeit und Besinnung. So weit weg vom Alltag. Auch wenn ich damals erst elf Jahre alt war – ich genoss die Einsamkeit, die Ruhe und Behaglichkeit, die fremde und doch irgendwie vertraute Umgebung sowie die abendlichen Nebel, die sich wie ein leichter Wattebausch ins verlassene Tal legten. War die Sonne erst mal hinter den Bergen versunken und die Nacht hereingebrochen, herrschte gespenstische Stille. Nirgendwo war die Nacht dunkler als in den Bergen – sofern der Mond nicht schien. Nirgendwo war die Nacht idyllischer und friedlicher, wirkte aber zugleich auch nirgendwo unheimlicher.

Gespenstisch war auch, was ich 2014 an genau derselben Stelle vorfand, als ich eine Back-to-the-Roots-Tour machte, um meine Kindheitserinnerungen aufzufrischen: 27 Jahre nach meinem letzten Besuch stand ich leider nicht mehr vor einem prachtvollen, liebevoll gepflegten Landgut, sondern vor einem sehr verfallenen und seit vielen Jahren unbewohnten Areal, das sich Mutter Natur mehr und mehr zurückgeholt hatte.